

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 17. Juny 1828.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey A. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Girafe.

Von L. J. Fikinger.

Die Girafe, welche der Vice-König von Ägypten für Seine Majestät den Kaiser zum Geschenke bestimmte, ist bereits am 27. April in Venedig angekommen und wird nach überstandener Quarantaine die weitere Reise nach Wien antreten, woselbst sie bey günstigen Umständen in den ersten Tagen des Monats Julius eintreffen kann. Nach einem Berichte des kaiserlich österreichischen General-Consuls in Ägypten, hatte ihm der Vice-König frey gestellt, aus zwey Girafen (Männchen und Weibchen) eine zu wählen. Er wählte anfangs das Weibchen; da dieses aber den Winter über kränkelte, gab er zuletzt dem Männchen den Vorzug, welches gegen Ende des Monats März nach Berechnung 13 Monden alt war und eine Höhe von $8\frac{1}{2}$ Wiener Schuh hatte. Unterm 30. März wurde es nebst zwey Kühen, mit deren Milch es ernährt wird, einem Kalbe und seinem Wärter, einem Araber Namens Gadgi Alli Sioballi, auf einer Kauffahrtey-Brigg in Alexandria eingeschifft und legte die Fahrt nach Venedig in 28 Tagen zurück. Da uns über den Fang und die frühere Geschichte dieses Individuums bisher noch nichts Näheres bekannt wurde, so behalten wir uns vor, das Publicum hievon sowohl als von der Art des Transportes desselben von Venedig nach Wien, nachträglich in Kenntniß zu setzen ¹⁾.

Bey der herannahenden Ankunft der Girafe in Wien dürfte es daher nun vollkommen an der Zeit seyn, durch eine gedrängte Zusammenstellung Alles dessen, was uns von diesem Thjere, sowohl in naturwissenschaftlicher als geschichtlicher Hinsicht bekannt wurde, das Publicum mit diesem seit einiger Zeit so viel besprochenen Geschöpfe vertrauter zu machen, das, insbesondere auf das schönere Geschlecht, einen Eindruck bewirkte, der stark genug war in der

¹⁾ Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß unsere Girafe auf dieselbe Art gefangen und transportirt wurde, wie jene, welche der Vice-König von Ägypten nach Frankreich und England sandte. Diese wurden 8 — 10 Caravanen-Tage südlich von Senaar entfernt in einer gebirgigen waldigen Gegend von armen Arabern gefangen, mit Milch aufgezogen und nach Senaar verkauft, von wo sie mit einer Caravane nach Siout in Ober-Ägypten und von da auf dem Nil nach Cairo gebracht wurden. Hier behielt sie der Vice-König einige Monate und schickte sie sodann auf dem Nil nach Alexandria.

Modenwelt eine Revolution hervorzubringen, wie seit Menschengedenken wohl keine zweyte aufzuweisen ist. Das Aufsehen und der Einfluß auf den Putz und Modestinn, den die Girafe bey den Franzosen und Engländern erregte, hatte auch bald auf deutschem Boden Wurzel geschlagen und wird bey dem Umstande, als uns nun selbst Gelegenheit wird, dieses höchst seltene und merkwürdige Thier im Leben beobachten zu können, sicherlich nicht nur noch längere Zeit erhalten, sondern sogar gesteigert werden.

Die Girafe ist unstreitig eines der interessantesten Geschöpfe der Thierwelt. In ihren einzelnen Theilen mit manchem ganz verschiedenen Thiere verwandt, steht sie als ein Muster des Contrastes und der Bizarrerie beynahе isolirt in der Kette der Naturkörper. Kopf und Leib scheinen vom Pferde, Hals und Schwielen vom Kamehle, die Ohren vom Ochsen, der Schwanz vom Esel, die Füße von einer Gazelle entlehnt zu seyn; kurz dieses Thier ist ein so auffallend sonderbares Gebilde, daß es in Jedermanns Auge Staunen und Bewunderung erregen muß.

Naturhistorisch classificirt gehört die Girafe in die Abtheilung der wiederkäuenden Säugethiere und bildet eine eigene natürliche Familie, welche zwischen den hirsch- und ochsenartigen Thieren eingereiht ist, und sich durch den Mangel der Eckzähne und bleibende, mit einer Haut überzogene Hörner von den übrigen Familien dieser Abtheilung charakterisirt. Sie steht im Mittel zwischen den Gattungen Hirsch und Gazelle und schließt sich nach der Bildung mancher einzelner Theile vielfältig auch an Thiere anderer Abtheilungen, namentlich an die Kamehl- und pferdeartigen Thiere an.

Ihr Kopf trägt bey beyden Geschlechtern und, wie man behauptet, auch schon in der ersten Jugend, zwey etwas nach rückwärts geneigte, beynahе parallel stehende Hörner ¹⁾. Diese Hörner sind aber von jenen aller übrigen wiederkäuenden Thiere auffallend unterschieden; denn sie entspringen nicht, so wie die Hörner der Gazellen, Ziegen, Schafe und Ochsen, aus der Haut und überziehen keineswegs so wie diese einen mit ihrem Wachsen zunehmenden, aus den Stirnbeinhöckern gebildeten Knochenfortsatz, sondern sind eben so, wie die Geweihe der Hirsche, eigenthümliche, besondere Knochen, welche mit den unter ihnen liegenden Knochen durch eine Schuppennaht verbunden sind. Sie machen daher den Übergang vom Horne zum Geweih und können füglich astlose Geweihe genannt werden. Vor diesen Hörnern, mitten auf der Stirne, befindet sich ein, bey erwachsenen Thiere, bey 4 Zoll breiter und bey 2 Zoll hoher Knochenhöcker, der bey jenen Girafen, welche man am Cap gefunden, bey Männchen stärker als bey Weibchen und nach Buffon durch Abreibung bisweilen schwierig ist, und bey jenen, welche in Nubien getroffen wurden, bey Männchen sich zu einem vollkommenen dritten Horne ausbildet. Diese wichtige Entdeckung, welche wir dem wackeren Reisenden Eduard Rüppel verdanken, der die Girafe in ihrem Vaterlande zu beobachten Gelegenheit fand und uns viele Aufschlüsse über dieselbe mittheilte, dringt uns unwillkürlich die Vermuthung auf, daß es zwey verschiedene Arten von Girafen gebe und die nubische von der capischen specifisch zu trennen sey; eine Vermuthung, welche Geoffroy in seinem

¹⁾ Sonderbar ist es, daß die beyden Girafen, welche Costanzi und Pachymerus lebend sahen und beschrieben, keine Hörner hatten. — Sollten der Girafe in der Jugend etwa doch die Hörner fehlen?

„Mémoire sur la Girafe“ zuerst äußerte und durch die verschiedene Schädelbildung beyder, in der Sitzung der Academie vom 2. Julius 1827 zu beweisen suchte ¹⁾). Die Hörner der Girafe sind hohl; die hinteren 6 — 8, nach Buffon gar bis 12 Zoll, das vordere der nubischen Girafe 3 — 4 Zoll lang. Ihre Gestalt ist im Ganzen kegelförmig; das obere Ende der hinteren ist bey der capischen Girafe kaum merklich, bey der nubischen aber stark zurückgebogen und mit einem kleinen Knopfe an der Spitze versehen. Das vordere, den hinteren ähnlich gebildete Horn, welches sich jedoch nur bey dem Männchen der nubischen Girafe ausbildet, sitzt mitten in der Stirnnaht auf einem Knochenhöcker; die hinteren sind, so bey der nubischen wie bey der capischen Girafe, bey beyden Geschlechtern mitten in die Kranznaht des Schädels gestellt ²⁾). Eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Hörner ist, daß sie, so weit sie sich über den Schädel erheben, mit der Haut überzogen sind, so daß auch nicht die geringste Andeutung von Knochensubstanz äußerlich wahrzunehmen ist, und daß diese Haut nicht so, wie es bey den hirschartigen Thieren der Fall ist, eintrocknet und abgerieben wird, sondern beständig bleibt. Daher kommt es auch, daß die Hörner der Girafe niemals abgeworfen werden, während die Geweihe der ihr verwandten hirschartigen Thiere abfallen und durch neue ersetzt werden, indem jeder von der Haut entblößte Knochen absterben und als ein aus seinen Functionen getretener Körper von der Natur abgestoßen werden muß. Die Haut, welche die

¹⁾ Bey der capischen Girafe ist der Knochenhöcker auf der Stirnnaht mehr umschrieben und gewölbt und nicht so lang als bey der nubischen, und trägt bey dem Männchen nie so wie bey dieser ein drittes Horn. Auch sind die hinteren Hörner beynabe gerade und nicht so stark nach rückwärts gebogen wie bey der nubischen.

²⁾ Unter allen bis jetzt bekannten Säugethieren gibt uns die männliche nubische Girafe den ersten Beweis, daß ein einzelnes Horn mitten auf dem Kopfe, also in der Stirn- oder Pfeilnaht entstehen könne; und hiedurch ist die Möglichkeit der Existenz des Einhorn (des Réem der Bibel, des *μονόκερας* der Septuaginta) erwiesen. So manche Thiere, deren die alten Urkunden erwähnen, wurden in neuerer Zeit wieder aufgefunden, und auffallend bleibt es immer, daß die griechischen Übersetzer der Bibel das Wort Réem mit dem so sehr bezeichnenden Worte *μονόκερας* verdolmetscht haben. Fast wird man versucht als bestimmt anzunehmen, daß sie das Thier, welches die heilige Schrift Réem nennt, als Einhorn gefannt haben. Es sey uns erlaubt über diesen interessanten Gegenstand hier etwas abzuschweifen und dasjenige mitzutheilen, was uns durch die Nachforschungen Rüppel's über dieses zweifelhafte Thier in neuester Zeit bekannt wurde. Er berichtet uns, daß das Einhorn im Kordofan gefannt sey und den Namen Nillekma führe; daß die Nachrichten, welche er von Personen sehr verschiedenen Standes über dasselbe erhielt, alle darin übereinstimmen, daß dieses Thier einen röthlichen Balg, die Größe eines kleinen Pferdes und den schlanken Bau der Gazelle habe, und daß das männliche ein langes, gerades, dünnes Horn auf der Stirn trage, welches dem weiblichen fehle. Einige fügten hinzu, daß es gespaltene Hufe habe, Andere nannten es einhufig. Es bewohnt nach den Aussagen die von Kordofan südlich gelegenen Wüstensteppen, läuft ungemein schnell, und kommt nur zufällig an die das Kordofan begrenzenden Claven-Berge des Koldagi. Er sprach selbst drey verschiedene Araber, welche das getödtete Thier mit eigenen Augen gesehen hatten. Von seinen Claven gab ihm einer aus eigenem freyen Antriebe, bey Gelegenheit einer erlegten Gazelle, eine mit den später eingezogenen Nachrichten vollkommen übereinstimmende Beschreibung des Nillekma. Dieser Clave hatte von demselben in seinem Vaterlande gesehen und schilderte ihm dessen Körper als von einem sehr schönen Thiere. Dieser Clave war von Koldagi, und Rüppel hatte Gelegenheit gehabt sich von der Aufrichtigkeit seiner Aussagen vielfältig zu versichern. Bey einer andern Gelegenheit wurde Rüppel nochmals durch Araber von dem Vorkommen des Einhorn in den oben angeführten Wüstensteppen unterrichtet. Diese nannten es Anafe, und hatten es auf einem Streifzuge, den sie längs den Ufern des Bahhar Abbiad machten, gesehen. Ihre Beschreibung stimmte vollkommen mit derjenigen überein, die Rüppel im Kordofan und von seinem Claven erhielt. Auch gaben sie für bestimmt an, daß dasselbe gespaltene Hufe habe.

Hörner überzieht, ist an der sphärisch gerundeten Spitze derselben mit dem Knochen auf das innigste verwachsen und bildet daselbst einen weichen Wulst, der bey dem erwachsenen männlichen Thiere mit einzelnen schwarzen Borsten, bey dem weiblichen und jungen Thiere aber mit einem schwarzen Haarbüschel versehen ist, den das junge männliche Thier, nach Einigen schon im dritten, nach Andern im vierten Jahre verlieren soll. Hiedurch erhalten sie ganz das Aussehen der Rosenstöcke eines Hirschens. Die Augen sind groß, glänzend und lebhaft, und besonders scharf in Auffassung entfernter Gegenstände. Sie haben einen sanften Blick und ähneln dem Auge des Pferdes. Die Regenbogenhaut ist kastanienbraun, nach Buffon schwarz, die Pupille rund. Die Augenwimpern bestehen aus langen, steifen, dunkelbraunen Haaren, und die unteren sind kürzer als die oberen. Die Thränenhöhlen, welche vielen hirsch- und gazellenartigen Thieren eigen sind, fehlen der Girafe. Die Ohren sind 8 — 9 Zoll lang, zugespitzt, aufrechtstehend und beständig nach vorne gekehrt. Die Nasenlöcher sind oval. Der Mund ist klein, und die ungespaltene Oberlippe, welche wie eine Kuppel über die Unterlippe hervorragt, ist mit kurzen, steifen Borstenhaaren von grauer und brauner Farbe besetzt und dem Thiere bey dem Fressen behülflich. Die Zunge ist lang, spizig und mit kleinen Wärzchen besetzt, die das Thier nach Willkür aufrichten kann, wodurch die Zunge bald sanft, bald rauh anzufühlen ist. Sie ist schwärzlich und nach Salze, der die Girafe lebend in Marseille beobachtete, bey 6 Zoll weit ausstreckbar, so daß das Thier dieselbe bequem in die Nasenlöcher stecken kann. Sie hat übrigens eine besondere Gelenkigkeit und ist von dem Thiere bey dem Fassen, Fressen und Lecken einem Finger ähnlich zu gebrauchen. Im Zahnbaue gleicht die Girafe am meisten den hirsch-, gazellen-, ziegen-, schaf- und oxenartigen Thieren; denn sie hat so wie diese in beyden Kinnladen Mahlzähne und in der untern Kinnlade Schneidezähne. Die Schneidezähne in der obern Kinnlade und die Eckzähne fehlen ihr so wie diesen ganz. Der Mahlzähne sind an jeder Seite in beyden Kinnladen 6, nicht aber, wie der Verfasser der hier anonym erschienenen „Naturgeschichte der Girafe“ behauptet, 8. Über die Zahl der Schneidezähne variiren aber die Angaben der Naturforscher. So hat sie nach Oken, Rüppel und Geoffroy 8 spathelförmige Schneidezähne, die beyden äußersten eingekerbt, nach Salze aber 10, von welchen die beyden äußeren konisch (wahrscheinlich noch Milchzähne) sind, und nach Pander's und D'Alton's Abbildung des Skelets gar nur 6. Daß hier offenbar Irrungen Statt fanden, ist wohl außer Zweifel, und den Angaben eines Rüppel und Geoffroy, welche Gelegenheit hatten Girafenschädel in mehrfachen Exemplaren zu untersuchen, voller Glaube bezumessen, wie ich mich an dem vortrefflich erhaltenen Skelete im hiesigen Universitäts-Museo auch vollkommen von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugte. Der Hals ist unverhältnißmäßig lang und hat mit den vorderen Extremitäten beynah gleiche Länge. Am obern Theile desselben läuft vom Kopfe bis zur Schultergegend eine Mähne von 3 Zoll langem Haare, welche Büschel bildet und sich bey dem jungen Thiere bis gegen die Mitte des Rückens erstreckt. Der Leib, der ungefähr den dritten Theil der Höhe des Thieres beträgt, ist unverhältnißmäßig kurz, und der, oberhalb der Schultern besonders hohe Rücken, bildet gegen den Schwanz zu eine schnell abwärts geneigte Fläche. Der beträchtliche Unterschied zwischen der Schulter- und Kreuzhöhe rührt allein von der Bildung

des Brustkastens (den langen Schulterblättern und besonders hohen Dornfortsätzen an den ersten Rückenwirbeln) her. Aus dieser ungewöhnlichen Höhe des Wiederrüstes, der nach Unterschied des Alters um 16 — 20 Zoll höher ist als die Groupe, leitet sich der Umstand her, daß Buffon und nach ihm viele Andere fälschlich die Vorderfüße für viel länger hielten, als die hinteren. In diesem Irrthume, den schon einige ältere Naturforscher begingen, mag ihn wohl Baudier bestärkt haben, der eine lebende Girafe zu Constantinopel sah und dieser Behauptung beytrat. Die Brust ist wie bey dem Pferde ziemlich breit und wie bey dem Kamehle mit einer fast haarlosen wulstigen Stelle (Schwiele) versehen, der Hintertheil aber unverhältnißmäßig schmal. Dieses Mißverhältniß zwischen Brust und Hintertheil macht, daß man, betrachtet man das Thier von vorne, den Hinterleib gar nicht bemerkt; und die Reisenden versichern, daß es in der Entfernung mehr einem abgestorbenen Baumstamme als einem Thiere ähnlich sehe. Die Füße sind dünn und tragen am vorderen und hinteren Beuggelenke eine Schwiele, welche am vorderen Beuggelenke (fälschlich Knie) mit einem Haarfranze versehen ist. Die vorderen und hinteren Extremitäten sind, wie schon Gyllius und Shaw bemerkten, beynah gleich lang und letztere nach Ausmessung der Knochen nur um $\frac{1}{2}$ Schuh kürzer. Da sie bey dem erwachsenen Thiere eine Höhe von 6 Schuh und darüber erreichen, so ist leicht zu denken, daß ein Mensch von gewöhnlicher Größe unter dem Bauche der Girafe durchgehen könne ohne sich zu bücken. Übertrieben ist aber die Angabe Ludolph's, der behauptet, ein Mann zu Pferde könne unter einer erwachsenen Girafe hinwegreiten ohne an den Bauch derselben anzustreifen. Die Hufe sind gespalten, bey 9 Zoll breit, vorne höher als hinten und nach rückwärts verlängert. Sie sind graulich schwarz. Die Asterklauen oder falschen Hufe, welche den verwandten hirschartigen Thieren eigen sind, fehlen der Girafe. Eine der Girafe ganz eigenthümliche Bildung der Fußknochen ist, daß das Ellenbogen- und Speichenbein (Cubitus und Radius) in der Mitte verwachsen, an beyden Enden aber getrennt sind. Der Schwanz ist bey 4 Schuh lang, verhältnißmäßig dünn, und endiget mit einer Quaste von langen, dicken, schwarzen Haaren. Die Haut ist fast $\frac{1}{2}$ Zoll dick und durchaus mit kurzen Haaren bekleidet. Ihre Grundfarbe ist, einige weiße Stellen ausgenommen, isabellfarbig, fahl, an manchen Orten dunkler, an andern heller. Auf diesem Grunde sind dunkel- und lichtbraune, bisweilen regelmäßig geformte Flecke von der verschiedensten Gestalt vertheilt, von welchen die am Körper und Halse, nach ihrem Mittelpuncte hin, einen leichten schwärzlichen Anflug haben. Um die Ohrendrüsengegend werden diese Flecke klein und rund, Puncten ähnlich, und reichen bis zur Wurzel der Hörner. An den Wangen der unteren Kinnlade sind sie etwas größer ¹⁾. Der Scheitel und die Hörner sind lichtbraun, die Ohren an der Wurzel und vorderen Seite weiß, hinten bräunlich. Die Mähne ist abwechselnd fahl und braun. Die Füße sind am Obertheile eben so wie der Leib gefleckt, am Untertheile aber einfärbig. Der Bauch und das Innere der Schenkel ist weißlich. Bey jüngeren Thieren soll die Farbe heller seyn, als bey älteren.

Die Girafe ist das höchste aller bis jetzt bekannten Säugethiere. Die Männ-

¹⁾ An den meisten Abbildungen werden diese Flecke vermist.

chen sollen eine Höhe von 16 — 17, die Weibchen von 13 — 14 Schuh erreichen. Nach dem Dictionnaire classique d'histoire naturelle wird die Höhe auf 13 — 18 Schuh angegeben und von einer Girafen-Haut gesprochen, die De Lalande vom Cap mitgebracht haben und welche 24 Schuh messen soll. Auch Lichtenstein erzählt in seiner Reise, daß er eine Girafe von 20 Schuh-Höhe geschossen habe, die ihm aber von den Buschmännern geraubt worden sey. Daß das Geschlecht einen Unterschied in der Höhe bewirken soll, ist durch De Lalande's Girafe augenscheinlich widerlegt, da sie ein Weibchen und die höchste ist, welche uns bisher bekannt wurde. Eben so behauptete man auch, daß sich das weibliche Thier vom männlichen durch eine hellere Farbe und andere Fleckenvertheilung unterscheide, was Rüppel durchaus widerlegt. Der Hauptunterschied zwischen der männlichen und weiblichen Girafe liegt in dem Knochenhöcker auf der Stirne, der bey der capischen Girafe bey dem Männchen viel stärker ist als bey dem Weibchen, und bey der nubischen Girafe bey dem Männchen sich zu einem dritten Horne ausbildet, das dem Weibchen aber durchaus fehlt. Übrigens sind bey beyden Arten die hinteren Hörner bey dem Weibchen immer kürzer als bey dem Männchen. Das Weibchen hat vier Brustwarzen, trägt 12 Monate, und nährt nach Le Baillant (nach der Aussage der Hottentotten) nur eines, nach Rüppel aber mehrere Junge. Über die Fortpflanzung der Girafe ist uns noch nichts Näheres bekannt geworden.

(Der Schluß folgt.)

G u t e r R a t h.

Warum denn nicht so fröhlich wie die Andern?
Was lohnt dir jemals die versäumte Zeit?
Willst ewig ernst durch diese Erde wandern,
Der Blumen nicht, der Dornen nur bewußt?

O gib es auf, der Glückliche zu scheinen:
Du bist es nicht, dein Himmel ist ein Traum!
Und was du preifest, wirst du noch beweinen;
Das Leben eilt, drum gib der Freude Raum!

S. D. Stawit.

G r a v e u r = K u n s t.

In der königlichen Medaillen-Münze zu Berlin, unter Direction des General-Wardeins und Münzrathes Hrn. G. Loos, wird eine Folgenreihe von Medaillen-Münzen auf berühmte Deutsche aus allen Ständen mit ihren Bildnissen erscheinen. Das Ganze wird ein ausgezeichnetes numismatisch-vaterländisches Denkmahl bilden. Der Zeitraum, welcher umfaßt wird, erstreckt sich von Friedrich II. und Joseph II. bis heute. Es ist bereits das Verzeichniß aller jener unserer ausgezeichnetsten Landsleute in Staat, Kriegsstand und Kirche, in Wissenschaft und Kunst erschienen, deren Bildnisse geliefert werden. Wir erblicken darunter auch viele Oesterreich theure Namen, vermiffen aber dennoch in jeder Rubrik in dieser Beziehung ausgezeichnete Männer.

Diesem Verzeichniß liegt auch die Subscriptions-Einladung bey, woselbst Jedermann angeben kann, von welcher Münze er ein oder mehrere Exemplare zu erhalten wünscht. Die Probe-Medaille, aus der man Geist und Werth der Ausführung beurtheilen mag, stellt Friedrich den Zweyten bey dem Antritte seiner Regierung mit der Legende: Fridericus. Boruss. Rex. Aet. XXVIII. Reg. Suse. Nut. MDCCXII. Ob. MDCCLXXXVI. im Brustbilde auf dem Avers dar. Der Revers zeigt einen sich aufschwingenden Adler, eine halb offene Rolle mit der Aufschrift: Histoire de mon temps, in den Klauen haltend,

mit der Legende: Coelitus. Diese Medaille ist auch deshalb anziehend, weil fast noch kein ähnliches Bild Friedrichs des Zweyten aus dieser Periode auf Medaillen vorhanden ist. Der Ausführung dieser Medaille kann man das gebührende Lob nicht versagen; sie erweckt die vortheilhafteste Erwartung für das Ganze, wie denn überhaupt der größte Theil jener Arbeiten, welche aus der königlichen Medaillen- und Münze zu Berlin hervorgehen, ausgezeichnet genannt werden kann. Man hat übrigens nicht nöthig, auf die ganze Reihenfolge von Münzen zu subscribiren, sondern macht sich vorerst nur zur Annahme und Bezahlung des ersten Abschnitts anheischig, welcher (mit Einschluß der Probe-Medaille) aus 24 Piecen besteht. Denjenigen, welche sich bey der Subscription noch mehr beschränken wollen, soll es auch frey stehen, nur auf 12 Exemplare, aus der durch Stimmenmehrheit getroffenen Wahl von 24 zu subscribiren. Der Preis der Münzen ist für die Subscribenten äußerst billig. Statt das sonst Denkmünzen dieser Größe, in engl. Bronze 1 Rthlr., in Neugold (dessen Ansehen dem Gepräge in Gold fast gleich und schöner ist, als echte Vergoldung auf Geprägten) 1 1/2 Rthlr., und in Silber 3 1/2 Rthlr. kosten, kommen diese Medaillen für die Subscribenten nur auf 24 Sgr. (Bronze), 36 Sgr. (Neugold) und 2 5/8 Rthlr. (Silber). Ja selbst diese Preise sollen, wenn vermehrte Subscription es möglich macht, noch herabgesetzt werden, da das Institut dieses vaterländische Denkmahl nur stiften, nicht aber daran gewinnen will. Beym Empfang des ersten Exemplars zahlt der Subscribent den Preis desselben, und des nächstfolgenden; bey jedem folgenden dann den Preis des nächsten. Das Institut besorgt auch die Kästchen zur Aufbewahrung der Münzen (auf 12 Stück im Preis von 1 Rthlr., auf 24 um 1 Rthlr. 15 Sgr.) Wer gleich bey dem Empfang der ersten Medaille auf 12 Stück pränumerirt, erhält dieß Kästchen unentgeltlich, so wie Subscribentensammler auf 9 Stück das zehnte gratis erhalten, oder auch nach Verlangen 10 p. C. vom Preise. Die Theilnahme für dieses Unternehmen hat sich, wie wir vernehmen, bereits so entschieden ausgesprochen, daß demselben das beste Gedeihen zu verkünden ist, und wir wollen unsrer Seits auch gerne das Unsrige gethan haben, das Publicum auf dieses interessante Unternehmen aufmerksam zu machen.

Englische Literatur.

William Cunningham's *Sir Michael Scott, a Romance* (3 Vol. London, 1828, bey H. Colburn) hat die englischen Kritiker in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Sie wissen nicht, was sie mit diesem wunderbaren Roman anfangen sollen. Der Dichter, der Allem, was bisher als Regel, als Brauch galt, den Rücken zuehrte, der bandenlos davon rennt, bald in den Lüften schiffet, bald auf einer grünen Wiese spielt, bald mit Meerfräuleins tändelt, der alle Elemente durch einander wirft, bringt auch die Kritik aus ihrem ruhigen Gleichmaße. Sie wird bey dem ungeheuern Gewirre, bey den bunten Zerwürfnissen von einer Art von Schwindel befallen, es wandelt sie zugleich eine Tanglust an, und sie, die eine ernste Minerva seyn will, schon im Begriff, den Brustharnisch abzulegen, wird sich noch zur rechten Zeit ihrer Bestimmung bewußt, und nimmt halb unwillig den Schild zur Hand, der, das Haupt der Medusa in seinem Reife führend, grämlich nach den überkeckten Bildern schaut. Der Held dieses Romans sagt am Schlusse: *I have seen the dark hell, the bright, and the green earth, and all that it contains* (Ich sah die dunkle Hölle, den hellen Himmel und die grüne Erde und Alles, was diese in sich schließt), und scheint dadurch die Kritik entwaffnen zu wollen. Die englischen Kunstrichter verfahren bisher auch sehr säuberlich mit diesem poetischen *Abfalton*, der selbst die *Edinburger Fehme* durch seine brittisch-arabischen Nächte (*British Arabian Nights*), wie ein *Londner Recensent* diese wunderbaren Phantastien nannte, summr machte; indessen dürfte sich doch bald ein ästhetischer *Joab* finden, der seine Lanze an dem Kühnen Freybeuter versuchte.

Gleich auf den ersten Seiten des *Michael Scott* wehte uns, ohne daß wir durch eine vornehme Namensverwandtschaft beschlichen wurden, schottische Luft an. Der Wind fuhr über die kahlen Heiden, über die düstern Møre des alten Hochlandes, und trieb uns den Staub verfallner Bergschlöffer ins Gesicht. Wir wußten nun, wo wir

waren. Wir standen auf historischem Boden, von Walter Scott zu einem stattlichen Parke vorgerichtet. Kaum hatten wir angefangen, uns zu orientiren, so fing der Boden an zu wanken. Es regte sich vulkanisch unter unsern Füßen, wir bereiteten uns zum Versinken, zum Sterben vor, als wir uns sanft erhoben fühlten. Die altschottische Landschaft, auf der König Jacob nach der Schlacht auf dem Floddenfelde seinen Schmerz zu vergessen schien, wurde zu einem hängenden Garten, in dem wir unerwartet auf Thomas Moore's weiche orientalische Parabeln stießen, die mit halb bedeckten Bergschotten zu liebeln schienen.

Die Elemente der Walter Scott'schen und Thomas Moore'schen Poesie sind in diesem Cunningham'schen Romane verschmolzen; eine Mischung, die wir jedoch nicht für so genanntes Glockengut halten können, denn es werden daraus nie ganz reine Töne hervorgehn. Cunningham gehört zu denjenigen Schriftstellern, die gern das Gute aller Schulen in sich aufnehmen, die gern jedem geistigen Gaste Herberge geben möchten, denen es aber am Ende doch am Raum gebricht, und die sich daher zu einem Übereinanderlegen, zu einem Zusammenrücken verstehen müssen, womit keinem gedient ist. Wir sahen schon mehr als einen Maler in denselben Jerthum verfallen, und konnten uns, trotz der sonst genialen Anlage ihrer Bilder, des Mitleids nicht erwehren, von dem wir bey diesem Pasticcio angewandelt wurden. Wie man im Leben und in der Literatur nichts halb thun sollte, weil nun einmal auf der Halbheit der Fluch ruht, so ist es auch für Dichter, die sich zum Copiren hergeben, eine sehr missliche Sache, wenn sie von zwey Vorbildern borgen, und die Eigenthümlichkeiten Beider zu einem Ganzen zu vereinigen suchen. Wo ist die Concordienformel, die den innern Streit erledigen könnte, hier wohl zu finden? Walter Scott und Thomas Moore sind zwar nicht gerade Gegenfüßler, allein ihre Dichtungen haben doch nicht einen und denselben Meridian. Walter Scott ist eine echt schottische Natur, die in verfallnen Burgen haust, die in der Chronik blättert, auch der Legende nicht abhold ist, die im Sturme ausgeht, bunt gemalte Glasscheiben sammelt, und mit dem herrlichen Funde dem Meere zuweilt, um diese Heiligthümer einer längst heimgegangenen Zeit dem kommenden Geschlechte zu erhalten. Thomas Moore, dessen weichen Seelengrund der orientalische Himmel beleuchtet, träumt im Dufte heiterer Exoten, belauscht die Liebe der Engel, die auch gefallen keine Milton'sche Seelenräubermaske tragen. Walter Scott hat gern festen Boden, und sollte er auch nur Heidblumen tragen, unter seinen Füßen. Die historische Kost ist ihm Bedürfnis. Gibt er ihr gleich einen phantastischen Zusatz, so schmeckt doch das Geschichtliche immer vor. Thomas Moore ist ein glücklicher Luftschiffer, der sich bis zu Mahom's Freudenhimmel erhebt, und bescheiden an die Pforte des Paradieses klopft. Er sitzt auf dem besflügeltten Musenpferde, und bedarf nicht jenes störrischen Esels, den der Engel, nach den Lehren des Korans, durch das Versprechen eines Platzes im Himmel, zum Aufnehmen des neuen Propheten bewegen mußte. Die historische Hausmannskost ist zu schwer für Thomas Moore, er lebt von dem Manna, das hier in keine Wüste fällt, das bunte indische Raben ihm zutragen.

Bei dem Allen wollen wir Cunningham nicht in die Classe gewöhnlicher Nachahmer stellen, im Gegentheil erkennen wir ihm Originalität zu, und beklagen, daß er seine Eigenthümlichkeit, seine wilde Kraft, die sich oft wieder unendlich weich und zart zeigt, einem Räuber gleich, der, vor einem Heiligenbilde kniend, sich seiner Schuld bewusst wird, in einem Conflict zweyer fremden, sich widerstrebenden Dichternaturen, die er in sich aufzunehmen gedachte, untergehn lassen konnte.

Die eingestreuten Gesänge, auf denen der einfach kindliche Geist der altschottischen Balladen ruht, haben uns besonders angesprochen. Die neueste englische Literatur hat wenig ihres gleichen aufzuweisen. Da schon in einigen Wochen von diesem Romane eine deutsche Übersetzung erscheinen wird, so möge den Lesern dieser Zeitschrift diese vorläufige Anzeige genügen, die der Verfasser, der keine literarische Parteyfarbe trägt, unbefangen niederschrieb.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe,